

Paul Langeslag, Heike Sahn, Roland Scheel,
Michael Schwarzbach-Dobson (Hrsg.)

Die Anfänge germanischsprachiger Literaturen

Ein interdisziplinäres Studienbuch

Gefördert von der Universität Göttingen
und der Universität Münster.

wbg Academic ist ein Imprint der Verlag Herder GmbH
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: Satzweiss.com Print, Web, Software GmbH
Umschlaggestaltung: Satzweiss.com Print, Web, Software GmbH
Umschlagmotiv: © akg-images / De Agostini Picture Lib. / Pinaider

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-534-64072-0
ISBN E-Book: 978-3-534-64073-7

Dieses Werk ist mit Ausnahme der Abbildungen (Buchinhalt und Umschlag) als Open-Access-Publikation im Sinne der Creative-Commons-Lizenz CC BY-SA International 4.0 (»Attribution-ShareAlike 4.0 International«) veröffentlicht. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>. Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Inhalt

Abkürzungsverzeichnis	7
1 Einleitung (<i>Heike Sahn, Anna-Lena Heckel</i>)	9
2 Ausgangspunkte	37
2.1 Die frühen Germanen. Multiple Narrative zwischen ‚Ethnogenese‘ und ‚Völkerwanderung‘ (<i>Jörg Fündling, Martin Lindner</i>)	38
2.2 Die Missionierung Mittel- und Nordeuropas (<i>Paul Langeslag, Heike Sahn, Roland Scheel</i>)	81
3 Medien	103
3.1 Mündlichkeit (<i>Heike Sahn</i>)	104
3.2 Figürliche Kunst (ca. 400–1100) und ihr Verhältnis zur literarischen Überlieferung (<i>Sigmund Oehrl</i>)	160
3.3 Frühe runische Schriftlichkeit (2. Jh. bis ca. 800) (<i>Sigmund Oehrl</i>)	232
3.4 Schriftkultur (<i>Nathanael Busch, Irene Kupferschmied, Bernhard Luxner</i>)	285
4 Sprachgeschichte (<i>Christiane Gante, Svenja Brand, Marco Coniglio</i>)	307
4.1 Die germanischen Sprachen	308
4.2 Germanische Lautlehre	310
4.3 Germanische Formenlehre	324
4.4 Germanische Satzlehre	336
4.5 Fazit	354
5 Die Anfänge der germanischsprachigen Literaturen	357
5.1 Gotische Literatur (<i>Marco Coniglio, Martin Lindner, Heike Sahn</i>)	358
5.2 Althochdeutsche Literatur (<i>Nathanael Busch, Bernhard Luxner, Michael Schwarzbach-Dobson</i>)	375
5.3 Altniederdeutsche Literatur (<i>Philip Flacke, Heike Sahn</i>)	415
5.4 Old Frisian Literature (<i>Paul Langeslag</i>)	459

5.5 Old English Literature (<i>Paul Langeslag</i>).....	473
5.6 Norröne Literatur (<i>Roland Scheel</i>).....	500
6 Schnittpunkte	583
6.1 Sprachbezeichnungen, Sprachkontakt und Sprachreflexion (<i>Irene Kupferschmied, Paul Langeslag, Bernhard Luxner, Heike Sahn</i>)	584
6.2 Historiographie und Konzeptionen von Zeit (<i>Philip Flacke, Paul Langeslag, Roland Scheel, Michael Schwarzbach-Dobson</i>)	629
6.3 Recht (<i>Roland Scheel, Anna-Lena Heckel, Paul Langeslag, Heike Sahn, Michael Schwarzbach-Dobson</i>).....	676
7 Rezeption: Der Germanen-Mythos in Deutschland, England und Skandinavien (<i>Matthias Teichert</i>)	737
Glossar	773
Register: Autor*innen- und Werkverzeichnis.....	790

Abkürzungsverzeichnis

ae.	altenglisch
afr.	alfriesisch
afrz.	altfranzösisch
ags.	angelsächsisch
ahd.	althochdeutsch
alem.	alemannisch
an.	altnordisch
and.	altniederdeutsch
anfränk.	altniederfränkisch
Anm.	Anmerkung
as.	altsächsisch
AT	Altes Testament
ATB	Altdeutsche Textbibliothek
Aufl.	Auflage
Ausg.	Ausgabe
bair.	bairisch
Bd., Bd.e	Band, Bände
c.	Caput, Kapitel
CC	Corpus Christianorum
Cod.	Codex
dän.	danisch
dt.	deutsch
engl.	englisch
Fol.	Folio (Blatt)
Frgm.	Fragment, fragmentarisch
fnhd.	frühneuhochdeutsch
frk.	fränkisch
frz.	französisch
FS	Festschrift
germ.	germanisch
ggerm.	gemeingermanisch
got.	gotisch

griech.	griechisch
Hrsg.	Herausgeber*in, herausgegeben
Hs.	Handschrift
HSC	Handschriftencensus
ie.	indoeuropäisch
it.	italisch
Jh., Jh.s	Jahrhundert, Jahrhunderts
lat.	lateinisch
MGH	Monumenta Germaniae Historica
md.	mittelniederdeutsch
norr.	norrön
NT	Neues Testament
OE	Old English
ON	Old Norse
OS	Old Saxon
PL	Patrologia Latina
RGA	Reallexikon der Germanischen Altertumskunde
roman.	romanisch
schwed.	schwedisch
slaw.	slawisch
Str.	Strophe
V.	Vers
VL	Verfasserlexikon

1 Einleitung

Heike Sahn, Anna-Lena Heckel

Im Europa des frühen und hohen Mittelalters sind zeitversetzt an verschiedenen Orten Impulse zur Verschriftlichung der →**Vernakularsprachen** zu erkennen. Diese Ansätze volkssprachiger Schriftlichkeit für die germanischen Sprachen vergleichend zu erschließen, ist Ziel des vorliegenden Bandes. Die Geschichte dieser vereinzelt Versuche beginnt in der Spätantike und reicht bis ins hohe Mittelalter. Weil die jeweils ersten Niederschriften überwiegend ohne die Kenntnis von Vorläufern entstehen und zunächst keine Traditionen stiften, kann man sagen, dass das Schreiben in den germanischen Sprachen mehrfach erfunden worden ist.¹ Im vorliegenden Band soll dargestellt werden, wie, wo und warum die ersten Texte in den germanischen Sprachen, also den Vorstufen zum Beispiel des heutigen Englisch, Deutsch oder Isländisch, niedergeschrieben wurden und welche Inhalte sie hatten.² Auch wenn diese frühen Ansätze als weitgehend isolierte Initiativen erscheinen, lassen sich eine Reihe struktureller Gemeinsamkeiten benennen, die für jeden dieser Versuche von Relevanz sind.

¹ Diesen Schluss zieht Maria Selig: *lingua romana (rustica)*. Oder: Vom ersten Schreiben auf Romanisch. In: Norbert Kössinger u. a. (Hrsg.): *Anfangsgeschichten / Origin Stories. Der Beginn volkssprachiger Schriftlichkeit in komparatistischer Perspektive. The Rise of Vernacular Literacy in a Comparative Perspective*. München 2018 (MittelalterStudien. 31), S. 91–114, hier S. 107, für die Anfänge von Schriftlichkeit in den romanischen Sprachen.

² Plurale Anfänge sind auch der Ausgangspunkt von Wolfgang Haubrichs: *Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter*. Tübingen 1995 (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. 1/1); vgl. dazu auch Hartmut Bleumer: *Archäologie ohne Anfänge. Zur paradigmatischen Frühgeschichte volkssprachiger Literaturen*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 47,1: *Archäologie der Anfänge* (2017), S. 217–231, hier S. 223–227; die Forderung, die nationalen Literaturgeschichten durch plurale Geschichten von den Anfängen zu ersetzen, auch bei Selig (Anm. 1).

Strukturelle Gemeinsamkeiten

Litterati und illitterati

Für die Verschriftlichung der germanischen Sprachen wird hauptsächlich das lat. Alphabet verwendet. Da dessen Schriftzeichen (→**Grapheme**) nicht vollständig zum Lautinventar der germanischen Sprachen passen, lassen die überlieferten Texte immer neue Lösungsansätze für dieses Problem erkennen. Doch es ist nicht nur dieses praktische Hindernis, das einer Übernahme des Mediums Schrift für die germanischen Sprachen zunächst im Wege steht. Dass im frühen Mittelalter so wenige Texte in der Volkssprache aufgeschrieben wurden, hängt auch damit zusammen, dass man die Schrift für die christlich-religiöse Glaubenspraxis, nicht aber im Alltag brauchte. Solange die Inhalte der Bücher als göttlich galten oder das Verständnis des Göttlichen ermöglichen sollten, konnte der Bedarf an schriftlichen Texten von wenigen Experten mit wenigen Büchern abgedeckt werden. Bevor sich der Schriftgebrauch im hohen Mittelalter allmählich funktional weiter ausdifferenzierte, blieb die Fähigkeit, schreiben und lesen zu können, ein Privileg der *litterati*. Als *litterati* (von lat. *littera* = Buchstabe) werden diejenigen bezeichnet, die schreib- und lesefähig sowie lateinkundig waren, und darunter fallen im frühen Mittelalter Kleriker und Nonnen und – in einem gewissen Umfang – adlige Eliten, v. a. Frauen. Seit dem 19. Jh. üblich und von Herbert Grundmann systematisiert, ist die Unterscheidung der hier umrissenen literaten Bildungswelt von einer anderen, nämlich der Bildungswelt der Analphabeten, der *illitterati*.³ Ihr werden alle zugerechnet, die weder Schrift noch Latein beherrschten, also „die Laien aller Gesellschaftsschichten“.⁴ Während die *litterati* durch das Studium von Bibel und antiken Schriften als gelehrt bezeichnet werden können, wird die Bildungswelt der *illitterati* in Grundmanns Modell von mündlichen Überlieferungen in Dichtung, Geschichte und Sage, Recht und Brauch geprägt. Diese Bildungswelt habe über „vielfältige Traditionen“ verfügt, sei „lebendig“ und „bildungskräftig“ gewesen.⁵ Wie genau die vor oder neben der Christianisierung zu denkende mündliche Bildungswelt mit ihren Wis-

³ Vgl. zum Beispiel Dieter Kartschoke: *Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter*. München 1994, S. 19.

⁴ Herbert Grundmann: *Litteratus – illitteratus. Der Wandel einer Bildungsnorm vom Altertum zum Mittelalter*. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 40 (1958), S. 1–65, hier S. 14. Grundmann hat in diesem Beitrag systematisiert, was in Darstellungen zur deutschen Literaturgeschichte seit der Romantik zum Verhältnis von mündlicher und schriftlicher Überlieferungstradition thematisiert worden war. Vgl. auch die einführende Darstellung zu ‚Kultur und Bildung zwischen Klerus und Laien‘ bei Hau-brichs (Anm. 2), S. 43–60.

⁵ Grundmann (Anm. 4), S. 8.

senstraditionen in den jeweiligen germanischen Sprachen ausgesehen hat, ist wegen spärlicher und schwer deutbarer Quellen nicht umfassend zu rekonstruieren und eine in der deutschsprachigen Forschung zuletzt wenig diskutierte Frage. Greift man die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft auf, wonach ein strikter Gegensatz von Römern und Germanen zwar zeitweilig die antike Ethnographie, nicht aber die Realität geprägt habe,⁶ dann ist diese illiterate Kultur sicherlich schon seit der römischen Kaiserzeit (und davor) nicht hermetisch abgeriegelt von römischen Einflüssen zu denken. Der Schriftgebrauch für Verwaltung und Handel besonders im Imperium und seinen Provinzen kann deren Bewohner*innen und Nachbar*innen kaum entgangen sein, und von den Germanen, die etwa als Auxiliareinheiten im römischen Heer dienten, werden etliche nach ihrer Dienstzeit mit zumindest grundlegenden (natürlich insbesondere lat.) Schriftkenntnissen in ihre Heimat zurückgekehrt sein. Solche Impulse zur Verschriftlichung fanden ihren Niederschlag zum Beispiel in der Entwicklung von Runen ab dem 2. Jh. Erst recht sind wechselseitige Beeinflussungen von Konzepten, Praktiken und Motiven für die hier interessierende Zeit ab der Spätantike anzusetzen. Von daher sind Erwartungen an eine spezifische Authentizität der mündlichen Bildungswelt, wie sie in der älteren Forschung seit der Romantik wiederholt formuliert worden sind, skeptisch zu betrachten.

Auch wird in diesem Band die romantische Euphorie über die Mengen des Verlorenen nicht geteilt. Denn das in Einführungen mitunter dargestellte Nebeneinander der beiden Bildungswelten sollte nicht dazu verleiten, Maßstäbe von der einen auf die andere zu übertragen: Dass (relativ gesehen) massenhaft lateinische Texte aus dem frühen Mittelalter schriftlich überliefert sind, bedeutet nicht, dass auch massenhaft vernakulare Lieder im Umlauf waren; dass die meisten Kleriker einen Hymnus (Preislied) von einem Planctus (Klagelied) unterscheiden konnten, bedeutet nicht, dass auch die Laien ein differenziertes Gattungsbewusstsein hatten; dass sich der Bischof von Augsburg mit dem Bischof von Uppsala problemlos auf Latein hätte verständigen können, bedeutet nicht, dass dies ihren Knechten auf Bairisch und Schwedisch genauso gut hätte gelingen können. Anders gesagt: Es liegt nahe, dass die illiterate Bildungswelt in Form, Inhalt und Programm weniger klar konturiert und weniger differenziert ausgeprägt war als die literate. Auch wenn stereotype Invektiven der antiken Ethnographie gegen den bildungsfreien Raum der Barbaren jenseits der Provinzgrenzen die tatsächlichen Verhältnisse sicherlich polemisch überzeichnen, wird man im Gegenzug keine Gleichrangigkeit behaupten können, sondern von einer gewissen Asymmetrie zwischen den Bildungswelten ausgehen müssen (vgl. hierzu auch Kap. 3.1 ‚Mündlichkeit‘).

⁶ Vgl. z. B. Walter Pohl: Vom Nutzen des Germanenbegriffes zwischen Antike und Mittelalter: eine forschungsgeschichtliche Perspektive. In: Dieter Hägermann/Wolfgang Haubrichs/Jörg Jarnut (Hrsg.): Akkulturation. Probleme einer germanisch-römischen Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter. Berlin/New York 2004 (RGA-E. 41), S. 18–34.

Wenn Grundmanns basale Unterscheidung zwischen der literaten und der illiteraten Bildungswelt im Folgenden weiter mitgeführt wird, ist daher zu berücksichtigen, dass es sich nicht um kategorisch geschiedene, sondern jeweils idealtypische Pole eines Kontinuums handelt. In Abhängigkeit vom jeweils betrachteten Parameter (schriftlich vs. mündlich, Klerus vs. Laien, geistlich vs. weltlich, Latein vs. Volkssprache) können sich ganz unterschiedlich konkretisierte Schnittmengen zwischen den Bildungswelten ergeben. In einem solchen Übergangsbereich wäre zum Beispiel jeder niedergeschriebene vernakularsprachige Text oder jeder für den mündlichen Vortrag bearbeitete lat. Text anzuordnen.

Verschriftung und Verschriftlichung

Die hier einleitend vorgenommenen Modifikationen des Konzepts der zwei Bildungswelten betreffen also auch dessen einzelne Parameter. So zog die seit den 1960er Jahren intensiv geführte Diskussion, inwieweit aus dem frühen und hohen Mittelalter überlieferte Texte als Dokumentationen vorgetragener Dichtung aufzufassen seien, die von Peter Koch und Wulf Oesterreicher eingeführte Unterscheidung von Verschriftung und Verschriftlichung nach sich. Unter ‚Verschriftung‘ versteht man zunächst einmal die mediale Umsetzung eines →**Phonem**s in ein →**Graphem**. Schon dieser Vorgang ist, wie die tastenden Versuche mit dem lat. Alphabet in den germanischen Vernakularsprachen zeigen, kein Selbstläufer. Doch hat man es bei den meisten schriftlich überlieferten Texten nicht nur mit einem Wechsel des Mediums von der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit zu tun. Was auf Pergament überliefert wird, sind nicht zuvor so geäußerte Sprechakte im kommunikativen Duktus der Mündlichkeit. Vielmehr ändert sich mit dem Übergang in die Schriftlichkeit auch die Textkonzeption, wird ein Text also nicht nur ‚verschriftet‘, sondern zugleich ‚verschriftlicht‘, wie sich an einigen Beispielen erläutern lässt: Otfrid von Weißenburg möchte nach eigener Aussage mit seinem *Evangelienbuch* gewöhnliche Lieder als Gegenstand der Unterhaltung ablösen. Dazu orientiert er sich an der Tradition der lat. Bibeldichtung. Der dafür von ihm verwendete Endreim ist für den Vortrag gedacht, aber in dieser Form in der Mündlichkeit ziemlich sicher nicht existent gewesen. Oder: Der *Heliand* weist stilistische Merkmale wie →**Stabreim** oder Formelhaftigkeit auf, die man mit gutem Grund aus einer mündlichen Tradition herleitet. Freilich werden diese Stilmittel im *Heliand* in einer hohen Dichte eingesetzt, die sich auf der Grundlage des Vergleichs mit anderen Texten der Stabreimdichtung nicht als Normalfall der *oral literature* verstehen lässt. Resultat der Verschriftlichung kann also geradezu eine ‚fingierte Mündlichkeit‘ sein.⁷

⁷ Das Konzept der ‚fingierten Mündlichkeit‘ nach Michael Curschmann: Nibelungenlied und Nibelungenklage. Über Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Prozess der Episierung. In: Deutsche Literatur

Doch sind dies sicherlich Extrembeispiele für die Verschriftlichung. Näher an tatsächlich gesprochene Texte heran rückt man mit geistlichen Gebrauchstexten wie etwa einem Taufgelöbnis. Mit dessen Niederschrift werden Fragen und Antworten in der Vernakularsprache dokumentiert, freilich nicht solche, die der nächstsprachlichen Alltagskommunikation entnommen wären. Vielmehr handelt es sich um überlegt formulierte Fragen, die in der Vorbereitung von Taufritualen wiederholt zur Anwendung kommen konnten. Die Aktualisierung des Textes wird mit lat. *inquit*-Formeln angeregt. Das Gelöbnis ist damit Zeugnis einer mündlichen Distanzsprache, das mit dem Übergang in die Schriftlichkeit Stabilität, Dauerhaftigkeit und die Integration in den Thesaurus der literaten Welt erlangt.

Diese Beispiele lassen erkennen, dass man es auch bei Verschriftung und Verschriftlichung mit den jeweiligen Endpunkten eines Kontinuums zu tun hat, auf dem man die vernakularen Texte jeweils neu verorten muss. Dies gilt besonders für die ersten überlieferten und oft experimentellen Ansätze, die Teil eines langwierigen Ausbauprozesses sind, der als „das Hineinwachsen eines Idioms in die konzeptionelle Schriftlichkeit begriffen werden muß“.⁸ Im Zuge der Verschriftlichung der Vernakularsprachen kommt es dann zu einer Herausbildung bzw. Verfestigung der spezifischen sprachlichen Ausdrucksmittel einerseits und zu einer quantitativen Zunahme von überlieferten Texten andererseits.

Lars Boje Mortensen schlägt vor, die beiden unterschiedlichen Schreibgrade: Verschriftung und Verschriftlichung noch durch einen weiteren zu ergänzen:⁹ die ‚librarization‘, also die ‚Verbuchlichung‘. Gemeint ist damit eine weitere Steigerung, nämlich dass ein vernakularer Text nicht dort in einen lat. →**Codex** eingetragen wird, wo noch Platz ist, sondern dass die Idee aufkommt, ein Buch (bzw. eine kodikologische Einheit) von vornherein in der Vernakularsprache zu schreiben. Erst wenn diese Intention bei der Niederschrift als Breitenphänomen zu fassen ist, dann sei der *point of no return* für die vernakulare Schriftlichkeit erreicht. Mortensen erkennt diese Phase für die Vernakularsprachen Europas in der ‚vernakularen Revolution‘ zwischen 1150 und 1250; doch sind grundsätzlich alle drei Schreibgrade: Verschriftung,

im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven. Hrsg. von Christoph Cormeau. Stuttgart 1979, S. 85–119; vgl. auch dens.: Dichter *alter mare*. Zur Prologstrophe des Nibelungenliedes im Spannungsfeld von mündlicher Erzähltradition und laikaler Schriftkultur. In: Grundlagen des Verstehens mittelalterlicher Literatur. Literarische Texte und ihr historischer Erkenntniswert. Hrsg. von Gerhard Hahn/Hedda Ragotzky. Stuttgart 1992, S. 55–71.

⁸ Wulf Oesterreicher: ‚Verschriftung‘ und ‚Verschriftlichung‘ im Kontext medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit. In: Ursula Schaefer (Hrsg.): Schriftlichkeit im frühen Mittelalter. Tübingen 1993 (ScriptOralia. 53), S. 267–292, hier S. 276. Die Begriffe der Nähe- und der Distanzsprache nach Oesterreicher.

⁹ Lars Boje Mortensen: Latin as Vernacular. Critical Mass and the ‚Librarization‘ of New Book Languages. In: Anfangsgeschichten (Anm. 1), S. 71–90.

Verschriftlichung und Verbuchlichung auch nebeneinander und – im Ausnahmefall – schon früher zu beobachten.

Bezeichnend ist, dass in der Phase der ‚vernakularen Revolution‘ nicht nur die vernakulare Handschriftenproduktion signifikant ansteigt, sondern auch die der lat. Manuskripte. Im hohen Mittelalter ist also insgesamt mit einem Anstieg auch des Bildungsniveaus zu rechnen. Wenig beachtet und für diesen Band von besonderem Interesse ist daneben, dass der allmähliche und dann signifikante Anstieg von Schriftlichkeit in den germanischen Vernakularsprachen seit dem 9./10. Jh. mit einer deutlichen Zunahme der Nutzung von Runen in Skandinavien einhergeht. Hinzu tritt eine vor allem hier beobachtbare Überlieferung von Bildzeugnissen seit der Spätantike (vgl. Kap. 3.2 ‚Figürliche Kunst‘ und 3.3 ‚Frühe runische Schriftlichkeit‘). Auch diese Prozesse sind je nicht allein für sich, sondern in der Wechselwirkung mit der allmählichen Institutionalisierung von Schriftlichkeit zu betrachten (vgl. S. 223f.).

Wer schreibt?

Schließlich sind Differenzierungen in Hinblick auf die Schreib- und Lesefähigen in Früh- und Hochmittelalter vorzunehmen. Wie oben erwähnt, war Schriftlichkeit eine Domäne der Geistlichkeit: Für Glaube und Bildung waren Bücher notwendig, und so wurde mit der Missionierung allmählich ein zunächst noch dünnes Netz an Klöstern mitsamt Bibliotheken auch im europäischen Raum aufgebaut.¹⁰ Wer schrieb, schrieb in der Regel auf Latein und er sprach auch Latein, ganz egal, ob er aus Irland, Italien oder Sachsen stammte. Das lässt sich zum Beispiel am Hof Karls des Großen (747/48–814) zeigen, der von den Zeitgenossen nicht grundlos als *pater Europae* bezeichnet worden ist. Er versammelte an seinem Hof nicht nur Gelehrte aus seinem Reichsgebiet. So stammte der spätere Hoftheologe Alkuin aus anglischem Adelsgeschlecht in Northumbrien. Nach der Ausbildung in York begegnete er in Parma Karl dem Großen, der ihn nach Aachen einlud. Von hier aus nahm Alkuin wesentlichen Einfluss auf Karls Missionierungspolitik, ehe er 796 von diesem zum Abt von St. Martin in Tours ernannt wurde.¹¹ Und Alkuin ist kein Einzelfall. Auch andere wissenschaftliche und theologische Berater kamen aus Rand- bzw. Nachbargebieten des Frankenreichs. Paulus Diaconus (Sohn einer langobardischen Adelsfamilie), Theodulf von Orléans (vermutlich aus dem westgotischen Adel

¹⁰ Einen Überblick über den Ausbau der geistlichen Infrastruktur liefert die Datenbank Germania Sacra: Klosterdatenbank. Klöster und Stifte des Alten Reiches und angrenzender Gebiete. Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. <https://klosterdatenbank.adw-goe.de/>.

¹¹ Vgl. Dieter Schaller: Alkuin (Alcuine). In: Verfasserlexikon 1 (1978), Sp. 241–253.

Spaniens) und Clemens Scottus (mutmaßlich Ire) trafen am karolingischen Hof zusammen.¹² Hier zeichnet sich im Kleinen ab, was sich auch im Großen entlang den Missionierungsbemühungen abbildet: Es gab ein Netzwerk der überregionalen Kommunikation, in erster Linie auf Latein.

In der ‚internationalen‘ Zusammensetzung dieses Netzwerks wird ein Faktor erkennbar, der naheliegend ist, aber aus der Tradition des Germanenmythos heraus doch oft übersehen wird, nämlich dass Latein und Christentum den →*gentes* überwiegend nicht ‚von außen‘, also von Römern oder Kelten oder Merowingern, gegen deren Willen übergestülpt worden sind. Die Missionierung Mitteleuropas vollzog sich nur zum Teil (z. B. Friesen und Sachsen) im Kontext von Expansionsbemühungen. Für die Goten, die Vandalen, die Franken oder Alemannen ist eine erzwungene Bekehrung nicht nachzuweisen. Vielmehr lassen die schriftlichen und archäologischen Quellen nach Volker Bierbrauer den Schluss zu, dass die dynamische Zeit der Spätantike unter den *gentes* die Bereitschaft erhöhte, sich auch der Schutzfunktion des christlichen Gottes zu vergewissern.¹³ Sobald die Missionare dann Mitglieder der Oberschicht bekehrt hatten, zogen sie weiter und überließen die Etablierung der entsprechenden kirchlichen Infrastruktur den frisch missionierten Eliten. Das bedeutet, dass die meisten Geistlichen in germanischsprachigen Gebieten mindestens zweisprachig waren.¹⁴ Sie konnten im Alltag, in der Familie, auf Reisen in der Vernakularsprache kommunizieren, und sie konnten sich innerhalb von Kloster und Bistum sowie auf Synoden auch auf Latein verständigen, und letzteres konnten sie auch schreiben. Freilich gab es im Ausnahmefall auch Mönche, die kein Latein verstanden, und insgesamt nahm die Anzahl der lateinkundigen Laien (auch der adligen Frauen) mit dem hohen Mittelalter weiter zu.

Dass es vor oder neben denjenigen, die in Schriftlichkeit und Christentum hineinwuchsen, Akteure gab, die Spezialisten für schriftlose Inhalte und Praktiken gewesen sind, ist aufgrund der Überlieferung von Runen oder Bildzeugnissen plausibel. Die erhaltenen Quellen lassen aber nicht zwingend darauf schließen, dass es sich um Spezialisten ausschließlich für ‚eigene‘, also ‚germanische‘ Überlieferungen gehandelt habe.¹⁵ Wie oben bereits erwähnt, geht man

¹² Vgl. Wilfried Hartmann: Karl der Große. Stuttgart 2015 (Kohlhammer Urban-Taschenbücher. 643), bes. S. 195–202.

¹³ Vgl. Kap. 2.2 ‚Die Missionierung Mittel- und Nordeuropas‘.

¹⁴ Dies erklärt auch das Nebeneinander von vernakularen und lat. Texten in der handschriftlichen Überlieferung des frühen Mittelalters, wie es an Fallbeispielen diskutiert wird in dem Band: Rolf Bergmann (Hrsg.): Volkssprachig-lateinische Mischtexte und Textensembles in der althochdeutschen, altsächsischen und altenglischen Überlieferung. Mediävistisches Kolloquium des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 16. und 17. November 2001. Heidelberg 2003 (Germanistische Bibliothek. 17).

¹⁵ Sebastian Brather/Wilhelm Heizmann/Steffen Patzold: ‚Germanische Altertumskunde‘ im Rückblick. Eine Einführung. In: dies. (Hrsg.): Germanische Altertumskunde im Wandel. Archäologische,

heute davon aus, dass sich die Runenschrift in der Auseinandersetzung mit dem lat. Alphabet ausgebildet hat. Auch Bildzeugnisse der Spätantike lassen Reflexe auf den mediterranen Kulturraum erkennen. So finden wiederholt Motive auf Goldbrakteaten (Datierung zwischen 450–550) ihr Vorbild in Motiven römischer Münzen. Auch für die *oral literature* des frühen Mittelalters ist eine Überlieferung unter weitgehender Isolation von christlichen Kultureinflüssen kaum anzunehmen. Das lässt sich etwa am Beispiel des Wieland-Stoffs zeigen. Der Name des mit einer drastischen Rachehandlung verknüpften Schmieds (vgl. Kap. 3.2 ‚Figürliche Kunst‘) findet sich in der literarischen Überlieferung zuerst im ae. Stabreimgedicht *Deor*, überliefert in einer Hs. vom Ende des 10. Jh.s (vgl. Kap. 5.5 ‚Old English Literature‘), erzählt wird eine Wieland-Geschichte in der an. *Vǫlundarkviða* (12./13. Jh.?) und in der an. *Þiðreks saga af Bern* (um 1250). In der mittelhochdeutschen Literatur ist kein Text zu Wieland überliefert; doch wird Wieland in der Dietrichepik an einzelnen Stellen als Schmied und als Vater des Verräters Witege erwähnt, war der Stoff also offensichtlich im hohen Mittelalter im deutschsprachigen Raum bekannt.¹⁶ Diese Stofftradition ist aber nicht in Abgrenzung von anderen Stoffen ‚gewandert‘, wie gleich der aussagekräftige erste Beleg, das Kästchen von Auzon (*Franks Casket*, um 700), erkennen lässt. Es zeigt neben der Wielandsage auch christliche und römische Motive, grenzt also diesen Stoff nicht als ‚Eigenes‘ oder ‚Altes‘ gegenüber dem Christlichen oder Römischen ab. Somit wird die oben mit Grundmann aufgemachte analytische Trennung der beiden Bildungswelten in ihrem Aufschlusswert auch auf der Ebene der am kulturellen Leben beteiligten Akteure begrenzt.

Reichweiten

Vernakular und *theodiscus*

Die in diesem Band vorgestellten Texte sind in der Volkssprache überliefert. Mit diesem Ausdruck wird nicht die in den letzten beiden Jahrhunderten überwiegende Bedeutung von ‚Volk‘ als ‚Nation‘ aufgerufen, sondern ‚Volkssprache‘ bedeutet in diesem Band ‚Gemeinsprache‘ im Unterschied zur Gelehrtensprache Latein, wird also als Sammelbegriff für die ‚von allen‘ gesprochene Sprache der illiteraten Bildungswelt vorwiegend im Singular verwendet. Weit-

philologische und geschichtswissenschaftliche Beiträge aus 150 Jahren, Teil 1: Einleitung, archäologische und geschichtswissenschaftliche Beiträge. Berlin/Boston 2021 (RGA-E. 100/1), S. 1–36, hier S. 35.

¹⁶ Der afz. Name Waland oder Galand belegt nach Haubrichs die Rezeption des Stoffs auch im Frankenreich des 8./9. Jh.s; vgl. Wolfgang Haubrichs: Pragmatic and Cultural Conditions of Vernacular Literacy in Carolingian Times. In: Anfangsgeschichten (Anm. 1), S. 11–37, hier S. 25.

gehend synonym mit ‚Volkssprache‘ und nicht zur Markierung eines Sprachstils werden in diesem Band auch Vulgärsprache (als Ableitung von lat. *sermo vulgaris*) und – da international üblicher – Vernakularsprache gebraucht (die Herleitung von lat. *vernaculus* ‚zu den Hausklaven gehörig‘ schwingt im heutigen Sprachgebrauch nicht mit).¹⁷ Beide Ausdrücke stehen hier in der Regel im Plural, um anzuzeigen, dass sich hinter dem Sammelbegriff der Volkssprache mehrere einzelne Vulgär- bzw. Vernakularsprachen verbergen. In diesem Band sind damit konkret die germanischen Sprachen gemeint. Diese Auswahl ist institutionell schwer zu begründen, kommt deren Verbreitungsgebiet doch weder mit einem staatlichen Territorium noch mit einer Kirchenprovinz zur Deckung. Auch ist damit nur eine der durch die Missionierung Mitteleuropas geprägten Sprachgruppen Gegenstand der Darstellung; Bezüge zu anderen Sprachgruppen (Italisch, Keltisch und Slawisch) können nur von Fall zu Fall hergestellt werden.

Doch eine solche Begrenzung des Gegenstands wird historisch abgesichert, denn die karolingischen Gelehrten des frühen Mittelalters haben für diese Spezifikation der Gemeinsprache einen Sammelbegriff verwendet, nämlich lat. *theodiscus*, das vermutlich als Lehnwort von dem volkssprachigen *thiod* ‚Versammlung, Menge, Volk‘ abgeleitet ist.¹⁸ Wenn in den Quellen auf die *lingua theodisca* hingewiesen wird, bezieht sich dies auf Sprachen, „die wir heute als ‚germanisch‘ bezeichnen würden“.¹⁹ Ob sich die Sprecher der theodischen bzw. germanischen

¹⁷ Zu den postkolonialen Implikationen der Verwendung von ‚vernakular‘ vgl. die Diskussion für den englischsprachigen Raum bei Christopher Cannon: Vernacular Latin. In: Christopher Basewell u. a.: *Competing Archives, Competing Histories. French and Its Cultural Locations in Late-Medieval England*. In: *Speculum* 90/3 (2015), S. 641–653. Zur Frage des vernakularen Latein vgl. Mortensen (Anm. 9).

¹⁸ Zur Diskussion des Erstbelegs bei Wulfila und seiner Bedeutung vgl. Heinz Thomas: Der Ursprung des Wortes Theodiscus. In: *Historische Zeitschrift* (HZ) 247 (1988), S. 295–331, hier S. 297f. Ebd., S. 300, wird die Bestimmung von Jacob Grimm aus dessen *Deutscher Grammatik* zitiert: „der sinn des wortes [theodiscus] ist gentilis, gentilitius, popularis, vulgaris, was vom gesamten volk im gegensatz zu den einzelnen stämmen gilt, heimatlich, eingeboren, allgemein verständlich, aber auch den nebensinn von heidnisch, barbarisch [...] darf man nicht abweisen. hierin stimmt es zu germanicus: beide ausdrücke auf die sprache bezogen bezeichnen die gemeine, rohe vulgarsprache gegenüber der gebildeten, verfeinerten der gelehrten, was wir jetzt noch volkssprache nennen.“ Zur Diskussion der Bedeutung von *thiod* vgl. Matthias Springer: *Italia docet. Bemerkungen zu den Wörtern francus, theodiscus und teutonicus*. In: *Akkulturation* (Anm. 6), S. 69–94.

¹⁹ Wolfgang Haubrichs: *Theodiscus, Deutsch und Germanisch. Drei Ethnonyme, drei Forschungsbegriffe. Zur Frage der Instrumentalisierung und Wertbesetzung deutscher Sprach- und Volksbezeichnungen*. In: Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer (Hrsg.): *Alttertumskunde, Alttertumswissenschaft, Kulturwissenschaft. Erträge und Perspektiven nach 40 Jahren Reallexikon der Germanischen Alttertumskunde*. Berlin/New York 2012 (RGA-E. 77), S. 199–277, hier S. 202. Vgl. auch Ingo Reiffenstein: Art. ‚Bezeichnungen der deutschen Gesamtsprache.‘ In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., bearb. und erw. Aufl. Berlin/New York 2003 (HSK. 2.3), S. 2191–2205; Ingrid Strasser: *diutisk–deutsch*.

Sprachen noch im 8./9. Jh. gegenseitig verstanden haben, ist schwer zu sagen. Vermutlich waren benachbarte Varietäten, also zum Beispiel das Fränkische durch einen Alemannen, leichter zu verstehen als die altisländische Sprache durch einen Friesen. Doch die Quellen sind in Hinblick auf Verständigung und Kommunikation in diesen Sprachen nicht besonders auskunftsfreudig. Dass sich der Langobarde Paulus Diaconus am Hof Karls des Großen mit dem Engländer Alkuin in einer theodischen Sprache verständigt habe, erscheint eher unwahrscheinlich. – Da *theodiscus* bis ins 11. Jh. als Sammelbegriff für die volkssprachigen Varietäten belegt ist, wird (von begründeten Ausnahmen abgesehen) in den für das frühe Mittelalter angebotenen Übersetzungen eine Konkretion des Begriffs auf die ab dem hohen Mittelalter sich durchsetzende Bedeutung ‚deutsch‘ vermieden (vgl. zu Fragen der Semantik und Herleitung von *theodiscus* Kap. 6.1 ‚Sprachbezeichnungen‘).

Die vorliegende Einführung orientiert sich an dem in der Mediävistik üblichen weiten Literaturbegriff, das heißt, dass nicht nur Textbeispiele für die Dichtkunst, sondern die gesamte erhaltene Überlieferung betrachtet wird, angefangen von Worterklärungen (sog. →**Glossen**) über Beichtformeln bis hin zu Erzähltexten. Die Orientierung an der Gesamtheit der Überlieferung ist nicht nur mit der relativ geringen Anzahl von erhaltenen Dichtungen im engeren Sinn zu begründen, sondern auch mit dem Anspruch, die vorgestellten Texte als Teil einer umfassenderen Kulturgeschichte zu verstehen, in der Ausdrucksformen und Bedeutungskonstruktionen sowohl inner- als auch außerhalb der ‚hohen Literatur‘ ihren Niederschlag finden.

Zeitliche Erstreckung

Wählt man die ersten überlieferten Texte in den jeweiligen Vernakularsprachen zum Ausgang einer Kulturgeschichte, nimmt man in Kauf, dass sich ein markanter Einsatzzpunkt nicht bestimmen lässt. Vielmehr hat man es mit ‚Anfängen‘ zu tun, die phasenverschoben und in der Regel als mindestens mittelbare Folge der Christianisierung zu verstehen sind: Texte auf Gotisch sind fast ausnahmslos im Zusammenhang mit der Tätigkeit des Bibelübersetzers Wulfila (311–384) und seines Umkreises überliefert; die erhaltenen Handschriften werden auf das Ende des 5. oder das 6. Jh. datiert. Das Gotische wird in diesem Band vorwiegend im Rahmen der Sprachgeschichte (Kap. 4) und von Kap. 5.1 ‚Gotische Literatur‘ behandelt. Folgt man weiterhin der Chronologie der schriftlichen Überlieferung, ist als nächste verschriftlichte Sprache

Neue Überlegungen zur Entstehung der Sprachbezeichnung. Wien 1984 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte. 444) und Hermann Jakobs: Theodisk im Frankenreich. Vorgelegt von Eike Wolgast. 2., verb. Aufl. mit einem Nachw. Heidelberg 1999 (Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. 6).

das Altenglische zu nennen. Hier setzen die ersten Belege bereits um 600 ein, denen die ersten althochdeutschen Sprachzeugnisse ab 750 folgen. Die altniederdeutsche Überlieferung findet ihren Höhepunkt um die Mitte des 9. Jh.s, und die skandinavische Schriftüberlieferung setzt noch einmal deutlich später ein, nämlich nach einer starken Zunahme epigraphischer Runenschriftlichkeit seit dem 10. Jh. um das Jahr 1100. Über die Missionierung der Friesen informieren zwar verschiedene Zeugnisse, doch findet sie keinen unmittelbaren Niederschlag in volkssprachigen Texten. Altfrisische Glossen bzw. Texte sind erst seit dem 12. Jh. überliefert. Es ist also nicht möglich, einen synchronen Schnitt durch die germanischsprachigen Literaturen zum Startpunkt der hier erprobten Kulturgeschichte zu machen. An den etablierten Bezeichnungen ‚alt‘-hochdeutsch, ‚alt‘-frisisch usw. wird in diesem Band festgehalten, obwohl sich diese Periodisierungen auf jeweils ganz unterschiedliche Zeiträume beziehen. Damit soll kein Gleichschritt der germanischen Sprachen auf dem Weg zur Standardsprache suggeriert, sondern lediglich angezeigt werden, dass die jeweils früheste Überlieferung betrachtet wird.²⁰

Die zeitversetzten Anfänge der schriftlichen Überlieferung umfassen, selbst wenn man das Gotische nicht berücksichtigt und nur die Extreme zwischen den ersten altenglischen und den letzten hier besprochenen altnordischen Zeugnissen bemisst, einen Zeitraum von rund 700 Jahren. Zwar ist die Aufgabe der Verschriftlichung jeweils im Großen und Ganzen vergleichbar, nämlich zunächst einmal die Vernakularsprachen für die Sicherung und Intensivierung der Christianisierung zu nutzen. Doch selbstverständlich haben sich über diesen langen Zeitraum hin und in den jeweils relevanten Bildungszentren die Voraussetzungen für die Verschriftlichung gewandelt. Die spezifischen Bedingungen für die Produktion und Überlieferung der einzelnen Texte werden daher in den Einführungen in die jeweilige Literaturgeschichte reflektiert und die methodischen Probleme einer vergleichenden Zusammenstellung thematischer, formaler und konzeptioneller Schnittpunkte wiederholt aufgezeigt (vgl. Kap. 5 ‚Die Anfänge der germanischsprachigen Literaturen‘).

Ähnlich schwierig ist der betrachtete Zeitraum nach hinten zu begrenzen: Für den Zeitraum zwischen 1150 und 1250 lässt sich ein sprunghafter Anstieg vernakularer Schriftlichkeit beobachten, eben jene von Lars Boje Mortensen so genannte *vernacular revolution*.²¹ Neben einer deutlich intensivierten Produktion lat. Schriftlichkeit entstanden nun erstmals im größeren Umfang Texte, die in den Vernakularsprachen konzipiert – und nicht aus dem Lat. übersetzt oder an dessen Inhalten und Maßstäben orientiert waren. Ab ca. 1150 wird dieser Prozess der Konsolidierung zusätzlich abgestützt durch die vom französischen Hof entscheidend geprägte,

²⁰ Zur Kritik an entsprechenden Periodisierungen der romanischen Sprachen vgl. Wulf Oesterreicher: Mit Clío im Gespräch. Zu Anfang, Entwicklung und Stand der romanistischen Sprachgeschichtsschreibung. In: ders./Jochen Hafner (Hrsg.): Mit Clío im Gespräch. Romanische Sprachgeschichten und Sprachgeschichtsschreibung. Tübingen 2007, S. 1–35, hier S. 17.

²¹ Mortensen (Anm. 9).

europaweit übernommene höfische Kultur, deren literarische Tradition hier in Ausnahmefällen noch einbezogen wird. Mit dieser an der Überlieferung orientierten, flexiblen Handhabung der betrachteten Ausschnitte werden die in Sprach- und Literaturgeschichte etablierten Epochen Grenzen überschritten.

Altenglische Texte sind in Handschriften bis etwa 1150 überliefert; das hängt damit zusammen, dass nach der Schlacht von Hastings (1066) zunächst einmal weniger neue Texte konzipiert, vielmehr die vorhandenen altenglischen weiter kopiert wurden. Die Epoche des Althochdeutschen lässt man aufgrund sprachlicher Merkmale um das Jahr 1050 enden. Die Zäsur zwischen dem Alt- und dem Mittelniederdeutschen wird ebenfalls aufgrund sprachlicher Merkmale auf die Zeit um 1200 datiert. Für die skandinavischen Sprachen, insbesondere das Isländische, lässt sich keine eindeutige Grenze erkennen; der für dieses Studienbuch relevante Ausschnitt reicht bis zum Ende des 13. Jh.s, und auch für das Friesische gilt, dass die zeitliche Grenze des Projektes nicht mit einer sprachlichen oder literarhistorischen Epochenbildung zusammenfällt (vgl. *Abb. 1*).

Die Übergänge vom Althochdeutschen (Ahd.) zum Mittelhochdeutschen (Mhd.), vom Altniederdeutschen (And.) zum Mittelniederdeutschen (Mnd.), vom Altenglischen (Ae.) zum Mittelenglischen (Me.) fallen also gerade noch mit in den behandelten Gegenstandsbereich. Die im 13. Jh. entstandenen Texte werden jedoch (wenn man vom Altnordischen (An.) und Alt-friesischen (Afr.) absieht) nur in kleiner Auswahl einbezogen.

Der interdisziplinäre Zugriff bedingt, dass die in den jeweiligen Fachdisziplinen verwendeten Epochenbegriffe nicht restlos zur Deckung kommen oder Überschneidungen aufweisen. Einen ersten Überblick liefert *Tab. 1*, die gerade an ihren Überschneidungen erkennen lässt, dass solche Einteilungen nur diskutabile Hilfskonstruktionen sind. Für den gesamten Band orientieren wir uns im Großen und Ganzen an der linken Spalte, doch werden mitunter auch disziplinär bedingte Unterschiede in den Epochenbezeichnungen mit abgebildet.

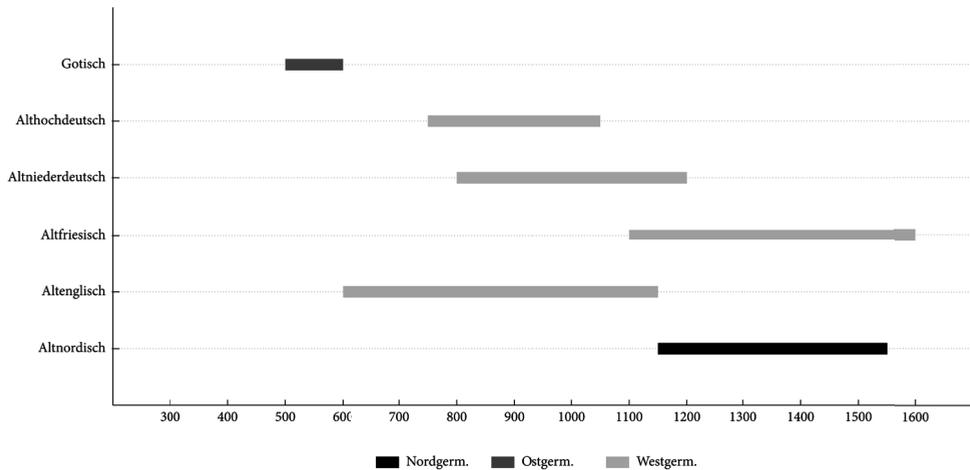


Abbildung 1: Handschriftliche Überlieferungszeiträume der einzelnen Sprachen²²

Tabelle 1: Epochenbezeichnungen

Allgemeine Epochenbezeichnungen		Spezifische Epochenbezeichnungen	
Spätantike	300–600	Vendelzeit (Schweden)	550–800
Frühes Mittelalter	500–1000	Merowingerzeit	Ende 5. Jh.–750
		Karolingerzeit	750–911
		Späteisenzeit/ Wikingerzeit	793–1066
Hohes Mittelalter	1000–1250		
Spätes Mittelalter	1250–1500		

Gerade da die Impulse zur Verschriftlichung der germanischen Vernakularsprachen mit dem Prozess der Christianisierung Mittel- und Nordeuropas verknüpft sind, erscheint es reizvoll, die überlieferten Texte nicht (wie in der älteren Literaturgeschichtsschreibung) teleologisch als Vorläufer der jeweiligen Nationalliteratur, sondern im überregionalen Zusammenhang als

²² Diagramm erstellt von Marco Coniglio und Paul Langeslag. Die Tabelle impliziert keine Angaben zu Menge und Kontinuität des Überlieferten; das bringt mit sich, dass der Balken zum And. länger ist als der zum Ahd., obwohl gleich mehr ahd. Texte überliefert sind.

strukturell vergleichbar und zugleich auf ihre jeweilige Spezifik hin zu betrachten. Für die einzelnen Philologien – die Anglistik, die Germanistik, die friesische Philologie und die Skandinavistik – ist der Prozess eines zunächst eher punktuellen Zugewinns an Schriftlichkeit und Literarizität zwar beschrieben, doch fehlt eine komparatistische Einführung, die diese Anfänge in Hinblick auf strukturelle, inhaltliche und formale Gemeinsamkeiten und Unterschiede vorstellt. Das vorliegende Lehrbuch verdankt sich also dem Versuch, die fachgeschichtlich gerechtfertigte Separierung in Einzeldisziplinen durch die vergleichende Lektüre zu ergänzen.

Verwendung des Germanenbegriffs

Dem hier verfolgten Projekt ist ein philologischer Ausgangspunkt unterlegt: Der Begriff ‚germanisch‘ wird in diesem Band ganz überwiegend zur Bezeichnung der entsprechenden Sprachgruppe verwendet und damit im Anschluss an die Konvention, die die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft seit dem 19. Jh. ausgebildet hat (vgl. Kap. 7 ‚Rezeption‘, S. 738–741). Demnach gehen die in Nord- und Mitteleuropa gesprochenen Sprachen überwiegend auf eine indoeuropäische (ie.) Grundsprache zurück, aus der das Germanische hervorgegangen ist, das von der Sprachwissenschaft in der Regel in die Zeit zwischen 1000 v. Chr. und 200 n. Chr. datiert wird. Aus dieser Zeit sind keine schriftlichen Aufzeichnungen erhalten, sodass man mit Rekonstruktionen arbeitet, die mit einem Asterisk (*) als solche markiert und aus den deutlich später überlieferten Einzelsprachen abgeleitet werden. In unserem Band geht es nicht um die Rekonstruktion dieser historischen Sprachstufe ‚Germanisch‘, sondern der Begriff Germanisch/Gemeingermanisch wird in Kap. 4 verwendet, um die Gemeinsamkeiten der germanischen Sprachen für das bessere Sprachverständnis der jeweiligen Überlieferung zu erklären. Die weitere Sprachentwicklung denkt man sich so, dass sich ab 200 n. Chr. unterschiedliche Sprach- und Varietätenverbände ausgebildet haben, die in den ab ca. 500 allmählich überlieferten Schriftzeugnissen (und teils zuvor in Runen-Inschriften) dokumentiert sind. Bis sich aus diesen Varietäten eine überregionale Verkehrssprache entwickelte, dauerte es weitere Jahrhunderte (im Deutschen bis zum 16. Jh.). Die in diesem Band besprochenen Texte sind also nicht ‚auf Germanisch‘, sondern in unterschiedlichen germanischen Sprachen überliefert.

Eine solche Begrenzung der Bedeutung lässt sich mit der (freilich selten) historisch belegten Verwendung des Adjektivs *germanicus* im 9. Jh. stützen: „Der in Fulda z. Zt. des Hrabanus Maurus geschulte Lupus von Ferrières gebraucht *Germanica lingua*, *Germanice* im supragentilen Sinn von *theodiscus*.“²³ In der lat. Vorrede zum and. *Heliand* wird erklärt, der Dichter aus der →*gens* der Sachsen habe den biblischen Text auf poetische Weise in eine *germanicam*

²³ Wolfgang Haubrichs/Herwig Wolfram: Theodiscus. In: RGA 30 (2005), S. 421–433, hier S. 426.

linguam übertragen. Auch hier ist ein Verständnis plausibel, nach dem die von uns als And. bezeichnete Sprache des *Heliand* der Gruppe der germanischen Sprachen zugeordnet wird.²⁴ Wenn man also *germanica lingua* in dieser Vorrede übertragen möchte, könnte man ‚germanische Sprache‘ wählen, weil historische und aktuelle sprachwissenschaftliche Verwendung in diesem Ausnahmefall zur Deckung kommen. Eine vergleichbar abgesicherte Begrenzung der Bedeutung gelingt nicht bei der im frühen Mittelalter deutlich häufiger belegten geographischen Verwendung von *germanicus*, und besonders schwierig wird es, wenn das Adjektiv als Attribut einer Person oder Gruppe eingesetzt wird, wie der Historiker Jörg Jarnut ausführt: „*Hludowicus Germanicus* kann also weder als ‚Ludwig der Deutsche‘ und schon gar nicht als ‚Ludwig der Germanische‘ und am allerwenigsten als ‚Ludwig der Germane‘ übersetzt werden, sondern man müsste ihn [...] korrekterweise als ‚Ludwig, der über die rechtsrheinischen Gebiete der Francia herrscht‘, umschreiben.“²⁵ Doch dieses Verständnisproblem wird sich – wie gesagt – in diesem Band selten stellen, da ein entsprechendes Adjektiv ‚germanisch‘ (anders als für das Lateinische) in den hier besprochenen Vernakularsprachen vor dem späten Mittelalter nicht belegt ist.

Auch das Substantiv ‚Germane‘ (bzw. German, Germaner und Germanier) ist in der deutschen Sprache erst spät, nämlich ab dem 15. und 16. Jh. als Übertragung aus dem Lateinischen belegt.²⁶ Das Ethnonym gilt heute als Prägung der Römer. Nachdem die Bezeichnung durch Caesar etabliert worden war, diente sie den Römern vom ersten vorchristlichen bis zum 4. nachchristlichen Jh. als Sammelbegriff für die *gentes* nördlich und östlich des Rheins (zur Bedeutung von *gens* vgl. Kap. 2.1 ‚Die frühen Germanen‘); auf Griechisch schreibende Autoren verwendeten oft weiter *Κελτοί*/‚Kelten‘ für alle aus ihrer Sicht nördlichen *gentes*.²⁷ Die spätantiken und frühmittelalterlichen Quellen lassen weder eine intensive noch eine konsequente Verwendung der Bezeichnung ‚Germane‘ erkennen, nicht einmal die gentile Historiographie, also zum Beispiel die Goten-Geschichte des Iordanes oder die Langobarden-Geschichte des Paulus Diaconus. ‚Germanen‘ kann in diesen und anderen Texten im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter als Synonym für ‚Barbaren‘, als Bezeichnung eines einzel-

²⁴ Anders erklärt Haubrichs (ebd.), S. 426, dass mit der *germanica lingua* in der *Heliand*-Vorrede das Altniederdeutsche gemeint sei.

²⁵ Jörg Jarnut: Zum ‚Germanen‘-Begriff der Historiker. In: *Alttertumskunde, Alttertumswissenschaft, Kulturwissenschaft* (Anm. 19), S. 391–400, hier S. 396f. Dies konsequent umzusetzen, ist in diesem Studienbuch wegen der angestrebten Lesbarkeit nicht möglich. Ludwig der Deutsche wird also trotz der damit einhergehenden unhistorischen Vereindeutigung in der folgenden Darstellung weiterhin so bezeichnet.

²⁶ Art. ‚Germane, m.‘ In: *Deutsches Wörterbuch* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 5, Leipzig 1897, Sp. 3716–3718.

²⁷ Jarnut (Anm. 25), S. 397ff.

nen Stammes neben anderen oder weiterhin als Sammelbegriff für verschiedene Stämme verwendet werden. Doch gewinnen die konkreten Bezeichnungen einzelner *gentes* in den Quellen mit dem 5./6. Jh. ein deutliches Übergewicht, dort ist also kaum noch von ‚Germanen‘ und viel mehr von ‚Franken‘, ‚Goten‘ oder ‚Sachsen‘ die Rede. Auch hier liegt der Gegenstandsbereich unseres Bandes überwiegend deutlich später. Zieht man noch hinzu, dass der Begriff ‚Germane‘ nicht früher als das entsprechende Attribut, also erst im späten Mittelalter durch die humanistische Antikenrezeption in der deutschen Sprache belegt ist, wird nachvollziehbar, warum er für die Anfangsgeschichten in diesem Studienbuch von untergeordneter Bedeutung ist.

Doch auch wenn das Verbreitungsgebiet der theodiskten Sprachen im frühen Mittelalter nicht umstandslos mit einem ‚germanischen‘ Kulturraum identifiziert werden kann, wird der Germanen-Begriff in diesem Buch nicht konsequent ausgeblendet. Im Zusammenhang der (oben S. 10f. bereits problematisierten) illiteraten Wissenstraditionen wird darauf zurückzukommen sein, zum Beispiel, wenn (am Rande) Fragen der Religionsgeschichte angesprochen werden: So ist es weiterhin üblich, vorchristliche Traditionen unter dem Oberbegriff der ‚germanischen Mythologie‘ zu bündeln. Dabei wird eine bruchlose Identität der Götterfiguren über Räume und Zeiten hinweg heute nicht mehr angesetzt, sondern im Regelfall zwischen den Göttern Wotan und Donar aus der kontinentalen Überlieferung des 6. bis 9. Jh.s und den in isländischen Texten des 13. Jh.s belegten Óðinn und Þórr unterschieden. Weil es sich um verschiedene Ausprägungen der in der älteren Forschung als ‚germanisch‘ verstandenen Göttergestalten handelt, werden diese auch in der aktuellen Auflage des *Reallexikons der Germanischen Altertumskunde* jeweils unter einem Doppellemma (nämlich *Donar-Þórr* und *Wotan-Óðinn*) vorgestellt.

Auch Gemeinsamkeiten in der Form der Dichtung werden inzwischen differenzierter als in den Anfängen der Germanistik betrachtet: Zwar ist der ‚germanische Stabreim‘ (kurz gesagt: die Alliteration) zentrales und gemeinsames Charakteristikum einiger frühmittelalterlicher Texte, aber die Unterschiede der einzelsprachlichen Ausprägungen des Stabreims sind nicht unerheblich, ja die stabreimenden Texte allein des Ahd. sind formal recht unterschiedlich und nicht fest geprägt wie etwa ein lat.-epischer →**Hexameter**. Hinzu kommt, dass die Mehrzahl der zumindest im Altenglischen und Altniederdeutschen überlieferten Stabreimtexte geistlichen Inhalts und also keineswegs ‚autochthon germanisch‘ sind. Hier bringt die sprachliche Nähe mit sich, dass man bei der Prägung von christlichen Texten in den unterschiedlichen Bildungszentren wiederholt zu ähnlichen Lösungen gekommen ist, also zum Beispiel Stabreimformeln wie and. *hēlag himiles uuard* (‚heiliger Hüter des Himmels‘), *māri maht godes* (‚glänzende Macht Gottes‘) oder *helfan endi hēlian* (‚helfen und heilen‘) auch in der ae. Dichtung überliefert sind. Sie können unabhängig voneinander geprägt worden sein, es könnte sich auch um Entlehnungen handeln. Jedenfalls lassen solche Übereinstimmungen im christlichen Wortschatz keinen verlässlichen Rückschluss auf die Tradition eines älteren, →**gemein-germanischen** Stabreims zu. Das gilt sogar für Formeln und Programmwörter, deren ältere,

vorchristliche Bedeutung aus dem erhaltenen Sprachmaterial erschlossen werden kann. So scheint in weltlicher wie geistlicher Stabreimdichtung and. *wurd* ‚Schicksal, Vorherbestimmung‘ ein solches Programmwort zu sein. Welches Bedeutungsmuster sich mit dem Begriff im jeweiligen Text – also etwa im ahd. *Hilibrandslied*, im and. *Heliand* oder im ae. *Beowulf* – verknüpft, wird im Kapitel zu den Schnittpunkten zu diskutieren sein, jedenfalls sollen solche Gemeinsamkeiten nicht vorbehalt- und kontextlos aus der Kontinuität einer ‚germanischen Kultur‘ hergeleitet, sondern anhand der überlieferten Belege besprochen werden. Die genannten Beispiele legen jedenfalls nahe, dass die Verschriftlichung epischer Texte in den Vernakularsprachen zu einer gewissen Homogenisierung oder auch Intensivierung von in der Mündlichkeit deutlich variabler eingesetzten Stilmitteln geführt hat.

Diese genauere Prüfung der Verwendung des Attributs ‚germanisch‘ ist auch bei der für ein Germanenthema eigentlich zu späten Ansetzung unseres Gegenstandsbereichs notwendig, weil viele der in diesem Band besprochenen Beispiele wiederholt in eine germanische Kulturgeschichte integriert worden sind.

Rezeptionsgeschichte der Germanen

Vom 19. Jh. bis in die erste Hälfte des 20. Jh.s bemühte man sich, das Fehlen eines deutschen Nationalstaats durch die Konstruktion einer Kulturnation aufzuwiegen, die ihre Frühzeit in der ca. 100 n. Chr. entstandenen ethnographischen Schrift *Germania* des Tacitus beschrieben sah und eine Kontinuität ‚des germanischen Volkes‘ von der Antike bis in die Gegenwart der Deutschen postulierte.²⁸ Das Fundament dieser Idee wurde im deutschen Humanismus entwickelt, in der Reformation verstärkt und dann ab dem 18. Jh. weiter ausgebaut. Die Arbeit an diesem Programm zur Stiftung einer nationalen Identität verstand die seit ca. 1800 entstehende Germanistik und mit ihr – wo sie um Archäologie und (Rechts-)Geschichte erweitert wurde – die Germanische Altertumskunde als eine ihrer zentralen Aufgaben (vgl. Kap. 7 ‚Rezeption‘). Im Rückblick auf die Erfahrung der frz. Besetzung durch Napoleon erklärte Wilhelm Grimm in einer Rede aus dem Jahr 1841 die Anfänge des Fachgebiets entsprechend:

²⁸ Vgl. u. a. den Artikel ‚Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde‘. In: RGA 11 (1998), S. 181–438. Vgl. auch Klaus von See: ‚Blond und blauäugig‘. Der Germane als literarische und ideologische Fiktion. In: Ein Lied von gestern? Wormser Symposium zur Rezeptionsgeschichte des Nibelungenliedes. Hrsg. von Gerold Bönnen/Volker Gallé. Worms 1999 (Wissenschaftliche Zeitschrift der Stadt Worms und des Altertumsvereins Worms. 35), S. 105–139; Christopher Krebs: *A Most Dangerous Book. Tacitus's Germania from the Roman Empire to the Third Reich*. New York/London 2011; in deutscher Übersetzung: ders.: *Ein gefährliches Buch. Die Germania des Tacitus und die Erfindung der Deutschen*. München 2012.

Die deutsche Alterthumswissenschaft hat den Ruhm, zu einer Zeit entstanden zu sein, wo fremde Gewalt auf Deutschland lastete. Sie wollte, soweit es bei ihr stand, den Geist stärken, dessen Kraft langsam wächst, dessen Erfolg sicher ist. Sie wird diesen Ursprung nicht verläugnen, sondern daran fest halten, dass Sicherung und Wiederbelebung des Vaterländischen ihr letztes Ziel ist.²⁹

Von dieser Intention und ihrer im Laufe des 19. Jh.s erfolgenden Popularisierung her ist zu verstehen, dass Auszüge aus der *Germania* des Tacitus in Schulbücher aufgenommen wurden, dass Stoffe der sog. germanischen Heldendichtung massenhaft in die Kinder- und Jugendliteratur Eingang fanden oder dass nationale Denkmäler mit Germanenbezug (wie die 1842 eingeweihte Walhalla, das 1875 fertiggestellte Hermannsdenkmal oder das 1883 eröffnete Niederwalddenkmal) entworfen und erbaut wurden. An das im Kaiserreich gefestigte Germanen-Konzept konnte dann der Nationalsozialismus erneut anschließen, dies freilich in rassistischer Zuspitzung und politisch noch einmal radikaler für Mobilmachung und Kriegführung instrumentalisierend. So postuliert Hermann Eicke im Vorwort zu seinem 1940 in zweiter Auflage erschienenen Band *Kämpfer und Helden Germaniens*:

Uns ist die Vergangenheit und insbesondere die Geschichte der Germanen mehr als ein Stoff zu gelassener Betrachtung und geruhsamem Genießen. Sie ist uns Lebenshilfe. Sie soll uns das geben, was die Gegenwart von uns fordert, den Willen, unserem Volke und Reich voller Hingabe zu dienen, und den unbeirrbaren Glauben an die deutsche Zukunft. [...] So ist kein Unterschied zwischen gestern und heute. Vergangenheit und Gegenwart schmelzen in eins zusammen. Sie stehen beide unter dem ewig gültigen Gesetz der Freiheit und der Ehre. Dieses Gesetz prägte einst die Männer, von denen dieses Buch erzählt. Es weckt aber auch in unseren Tagen wieder neue Kämpfer und Helden und wird fortwirken in alle Zukunft.³⁰

Gerade an der Profilierung des germanischen Helden nach einem nationalen ‚Wesenskern‘ mit den Eigenschaften der Todesbereitschaft und der Unbeugsamkeit wird erkennbar, so Ute Frevert, wie „hemmungslos mit Helden und Heldentum Politik gemacht wurde“.³¹

²⁹ Wilhelm Grimm: Antrittsrede in der Akademie (1841). In: ders.: Kleinere Schriften I. Hrsg. von Gustav Hinrichs. Berlin 1881, S. 505–507, hier S. 506, Z. 19–26.

³⁰ Hermann Eicke: *Kämpfer und Helden Germaniens*. Leipzig ²1940 [zuerst 1938], S. Vf.

³¹ Vgl. zur Instrumentalisierung des Heldenkults Ute Frevert: Vom heroischen Menschen zum ‚Helden des Alltags‘. In: *Heldengedenken. Über das heroische Phantasma*. Hrsg. von Karl Heinz Bohrer/Kurt Scheel. Stuttgart 2009 (Sonderheft Merkur), S. 803–812, hier S. 808.

Dieser nationalistische Germanenbegriff ist in den letzten Jahrzehnten von der Forschung systematisch dekonstruiert worden. Grundlegend war dabei die mit Reinhard Wenskus eingeleitete Abkehr von der Auffassung, dass sich die Identität von Kollektiven über die Abstammung ergebe. Vielmehr hat Wenskus gezeigt, dass die *gentes* des frühen Mittelalters als soziale Gebilde aufzufassen sind, die sich über einen Traditions Kern mit Auffassungen zur gemeinsamen Herkunft und zu eigenen Besonderheiten bestimmen.³² Eine entsprechende Selbstwahrnehmung ist für die Germanen nicht nachzuweisen, und so haben die jüngeren Einsichten in die Konstruiertheit, Prozesshaftigkeit und Binnendifferenzierung von ethnisch aufgefassten ‚Kulturen‘ sowie in die Unschärfe und Durchlässigkeit ihrer immer neu ausgehandelten Grenzen dazu geführt, dass die das Frühmittelalter philologisch, archäologisch, rechtsgeschichtlich oder historisch erforschenden Disziplinen dies in der Regel nicht mehr aus dem Selbstverständnis einer Germanischen Altertumskunde heraus tun. Die weitgehende Preisgabe dieses gemeinsamen Überbaus in den letzten Jahrzehnten bringt mit sich, dass die interdisziplinäre Erforschung des frühen Mittelalters keine Selbstverständlichkeit mehr ist. Gerade in der Germanistik, die die Fachgeschichte wegen der besseren internationalen Verständlichkeit noch im Namen trägt, ist das frühe Mittelalter aus den universitären Curricula weitgehend gestrichen worden. Nur an wenigen Universitäten kann man im Rahmen des Germanistik-Studiums noch Gotisch, Althochdeutsch oder Altniederdeutsch lernen. Das vorliegende Lehrbuch kann diese strukturellen Entwicklungen natürlich nicht abfangen, aber es soll auch unter den gegenwärtigen Bedingungen der Bildungspolitik präsent halten, dass die Entdeckung der Schriftlichkeit als Medium der Vernakularsprachen integraler Baustein der europäischen Geschichte ist.

Aktualität des Gegenstandes

Während Universität und auch Schule das Germanenthema kaum noch bedienen, ist dessen Popularität im öffentlichen Diskurs evident, wie einige Beispiele illustrieren mögen: Im Kinder- und Jugendbuch gibt es eine Reihe von Neuerscheinungen mit Bezug auf Germanen (zum Beispiel die *Mara*-Trilogie von Tommy Krappweis), ferner werden Sammelbände mit Helden sagen aus dem 19. oder 20. Jh. in den letzten zwei Jahrzehnten fast jährlich nachgedruckt (vgl. die Insel-Ausgabe *Deutsche Heldensagen* aus dem Jahr 2018). Und die Germanenbegeisterung schlägt sich auch in anderen Medien nieder: Filme und Serien arbeiten mit einer frühmittelalterlich anmutenden Ästhetik (vgl. *Game of Thrones*, *The Lord of the Rings* oder *Vikings*), in Computerspielen treten germanische Akteure auf (vgl. *Assassin's Creed*), und Videos von

³² Reinhard Wenskus: Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen *gentes*. Köln/Graz 1961.

Metal-Bands mit Bezug auf Germanen sind im Internet in großer Zahl zu finden. Auch in Reenactment und Rollenspiel gewinnt das frühe Mittelalter mit Wikingern und Germanen allmählich ein höheres Gewicht (vgl. die Wikingertage in Schleswig) gegenüber den hochmittelalterlichen Artusrittern. Dieses erneute Interesse an den Germanen scheint angesichts der skizzierten Geschichte des Begriffs alles andere als selbstverständlich. Sie lässt sich darauf zurückführen, dass die wissenschaftliche Dekonstruktion des Germanen-Narrativs im öffentlichen Diskurs eher zögernd aufgenommen worden ist. Dies hängt vermutlich mit deren Komplexität zusammen – die Gleichung germanisch = deutsch ist leichter vermittelbar und (zum Beispiel für Gruppen im Reenactment) besser anschlussfähig als die schwierige ethnische und terminologische Gemengelage der Spätantike mitsamt ihren Konsequenzen für die Bestimmung von kulturellen Identitäten der sich formierenden *gentes*. Ein weiterer Grund liegt darin, dass es innerhalb der betreffenden Philologien und der benachbarten Fächer keinen konsensfähigen Germanen-Begriff gibt, „weil die einzelfachlichen Merkmale des als ‚germanisch‘ Verstandenen schwer zur Deckung zu bringen sind.“³³ Die entstandene Unsicherheit spiegelt sich in der Fachliteratur in der Verwendung von Anführungszeichen für ‚die Germanen‘ oder in der Prägung ‚die sogenannten Germanen‘.³⁴

Freilich führt die Frage, wie mit dem Germanenbegriff interdisziplinär adäquat umzugehen sei, auf ein inzwischen vor allem von Seiten der Historiker*innen oft diskutiertes Dilemma zwischen Bezeichnungskonventionen und Dekonstruktionsbemühungen, dem auch dieser Band nicht ganz entgehen kann. Während das Adjektiv ‚germanisch‘ – wie gesagt – in den meisten Kapiteln für die Bezeichnung der gemeinsamen Sprachgruppe verwendet wird, ist dessen Verwendung zum Beispiel zur Charakterisierung bestimmter Stilmerkmale in der Archäologie immer noch üblich und wird in diesem Zusammenhang auch in unserem Band als fachspezifische Terminologie (zum Beispiel ‚germanischer Tierstil‘) nicht ersetzt. Dagegen wird auf den in der Literaturwissenschaft weiterhin üblichen Begriff der Germanischen

³³ Vgl. Dieter Timpe: I. Geschichte. In: Art. ‚Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde‘ (Anm. 28), S. 182–245, hier S. 192. Herwig Wolfram diskutiert die Schwierigkeit, „dass es unser Beruf ist, eine Geschichte zu erzählen, weil die Öffentlichkeit, die uns bezahlt, wie die mondäne Dame in Arthur Schnitzlers *Anatol* wissen will, was sie sich vorstellen, und nicht, was sie sich nicht vorstellen soll.“ Zit. nach dems.: *Wie schreibt man heute ein Germanenbuch?* In: *Völker, Reiche und Namen im frühen Mittelalter*. Hrsg. von Matthias Becher/Stefanie Dick. München 2010 (MittelalterStudien. 22), S. 15–43, hier S. 42.

³⁴ Miriam Sénécheau/Stefanie Samida: *Living History als Gegenstand Historischen Lernens. Begriffe – Problemfelder – Materialien*. Stuttgart 2015, S. 24. Vgl. zur Kritik am uneigentlichen Sprachgebrauch Herwig Wolfram: *Die Germanen*. 9., überarbeitete Auflage München 2009, S. 10: Wolfram erhebt hier in Hinblick auf die Verwendung der Begriffe ‚Stamm‘ und ‚Volk‘ die Forderung, dass man sich „als Historiker der gehobenen Alltagssprache bedienen muß und seine Aussagen nicht ständig zwischen Anführungszeichen setzen darf“.

Heldendichtung hier verzichtet, da er nach den oben vorgenommenen Begriffsklärungen den Gegenstand nicht sinnvoll zu beschreiben vermag: Texte der Heldendichtung sind erst ab dem 9. Jh. überliefert, also aus einer Zeit, für die man die Sprachstufe des Germanischen längst nicht mehr ansetzen kann, und die historischen Vorbilder der Protagonisten stammen vornehmlich aus dem 5./6. Jh., wurden also gemäß den schriftlichen Quellen nicht als Germanen verstanden. Entsprechend werden die Protagonisten in der vernakularen Erzähltradition des hohen Mittelalters auch nirgendwo so bezeichnet. Zwar sind die Texte, wie am Wieland-Beispiel gesehen, für verschiedene Zeiten an verschiedenen Orten für die germanischen Sprachen bezeugt, aber die Indizien reichen uns nicht aus, um daraus mit der älteren Forschung auf das spätantik-frühmittelalterliche Kontinuum einer von der Ukraine bis Island ausgeprägten germanischen Heldensage zu schließen (vgl. Kap. 3.1 ‚Mündlichkeit‘).

Die in diesem Band geübte Vorsicht gegenüber einer allzu großzügigen Verwendung des Germanenbegriffs hängt nicht nur mit der Orientierung an den volkssprachigen Quellen des frühen Mittelalters und der Distanzierung vom Mythos des 19./20. Jh.s zusammen. Sie scheint obendrein auch deshalb geboten, weil das von der Forschung verabschiedete Germanen-Narrativ im Zuge der durch die Migrationsprozesse zu Beginn des 21. Jh.s wesentlich motivierten und in der breiten Öffentlichkeit geführten Diskussion um nationale Identitäten programmatisch reaktiviert worden ist.³⁵ Dieses erneut formulierte Interesse an den Germanen ist teilweise spezifisch rechtsextrem oder rechtspopulistisch motiviert und manifestiert sich unter anderem in einer Reihe von Nachdrucken zur ‚Kulturgeschichte der Germanen‘ sowie in Publikationen, in denen der aktuellen Forschung die politisch motivierte Dekonstruktion des im Kern angeblich weiterhin ‚richtigen‘ Germanen-Narrativs vorgeworfen wird.³⁶ Politik-

³⁵ Vgl. zu kollektiver Identität und ihren historischen Bezügen Gerrit Dworok: ‚Historikerstreit‘ und Nationswerdung. Ursprünge und Deutung eines bundesrepublikanischen Konflikts. Köln/Weimar/Wien 2015; Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2018; ein Beispiel für die Diskussion um Nation und Identität seit dem Sommer der Migration 2015: Herfried und Marina Münkler: Die neuen Deutschen. Ein Land vor seiner Zukunft. Berlin 2016.

³⁶ Neben den zweifellos dominierenden rechtsextremen und neurechten Diskurssträngen zum Germanenbegriff wird das Germanitätskonzept auch in Kontexten tradiert, die nicht unmittelbar als dezidiert rechte Narrative erkennbar sind oder sich sogar explizit von der politischen Inanspruchnahme des ‚Germanentums‘ distanzieren. Dies gilt für zahlreiche neoheidnische Organisationen wie die ‚Germanische Glaubens-Gemeinschaft‘ (vgl. deren Webpräsenz). Dabei handelt es sich um eine andere Gruppe als die namentlich ähnliche und klar neonazistische ‚Artgemeinschaft Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensmäßiger Lebensgestaltung‘. Eng mit rechtsextremen Positionen verwoben sind dagegen die antisemitische sog. Germanische Neue Medizin und diverse Verschwörungstheorien aus dem Umkreis der Prä-Astronautik. Zu extrem rechten Diskursen vgl. Rudolf Simsek: Germanische Mythologie. Forschungsstand und aktuelle Rezeption am Beispiel der rechten Szene. In: Volker Gallé (Hrsg.): Germanische Mythologie und Rechtsextremismus. Missbrauch einer anderen Welt. Tagung der Nibelungenlied-Gesellschaft Worms. Worms 2015, S. 33–44, hier

wissenschaft, Soziologie und Soziolinguistik sind seit einigen Jahren mit der Dokumentation und Deutung dieses Phänomens eines ‚neuen Nationalismus‘ verstärkt befasst,³⁷ und auch das vorliegende Gemeinschaftsprojekt unterschiedlicher Disziplinen kam u. a. in der Reflexion populärer Aneignungen zustande. Insofern ist der Eindruck eines kausalen Zusammenhangs von Vernachlässigung des frühen Mittelalters in universitärer und schulischer Lehre und seiner Nutzung als attraktive Projektionsfläche auch für esoterische oder ideologisch motivierte Zu- und Umschreibungen nicht von der Hand zu weisen. Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden die Geschichte von den Anfängen germanischsprachiger Schriftlichkeit nicht erzählt werden, ohne zugleich traditionell für das Germanen-Narrativ referenzierte Quellen der Antike und des Frühmittelalters mitzuliefern und kritisch zu diskutieren, sodass erkennbar wird, wie viel an Differenzierung und Alterität preisgegeben werden musste, um diese Zeugnisse in die Kontinuität eines nationalen Narrativs vom ‚Altgermanischen‘ (so der von dem Germanisten Andreas Heusler maßgeblich geprägte Begriff) einzupassen.

Das Gemeinsame und Spannende der hier betrachteten Texte liegt nicht in ihrem ‚germanischen Gehalt‘ oder Resten davon, sondern darin, dass sie eine spezifische kulturhistorische Situation je anders spiegeln, nämlich den Übergang der germanischen Sprachen in die Schriftlichkeit. Mit diesem Fokus soll zugleich erkennbar werden, dass die Verabschiedung eines übergreifend geltenden Attributs des Germanischen für diese Texte mit dem Zugewinn an Perspektiven und Fragestellungen einhergehen kann.

S. 43: „Man kann darüber hinaus mit Recht behaupten, dass der Stand der Kenntnisse der germanischen Religion und Mythologie in der rechten Szene bestenfalls dem der populären Handbücher vom Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts entspricht und eine Weiterentwicklung oder weitere Information nicht stattgefunden hat, wobei überraschenderweise nicht einmal die deutschsprachige Literatur der 30er und 40er Jahre vorausgesetzt werden kann.“

³⁷ Vgl. hier vor allem die Beiträge von Georg Schuppener: *Rechtsextreme Aneignung und Instrumentalisierung germanischer Mythologie*. In: *Germanische Mythologie und Rechtsextremismus* (Anm. 36), S. 21–31; ders.: *Spuren germanischer Mythologie in der deutschen Sprache. Namen, Phraseologismen und aktueller Rechtsextremismus*. Berlin 2007; ders.: *Sprache des Rechtsextremismus. Spezifika der Sprache rechtsextremistischer Publikationen und rechter Musik*. 2., erw. Aufl. Leipzig 2010. Vgl. auch Burckhard Dücker: *Zum Traditionsrahmen aktueller Symbole und Rituale rechtsextremer Formationen*. In: *Germanische Mythologie und Rechtsextremismus* (Anm. 36), S. 45–65; Margot Vogel Campanello: *Männlichkeit und Nationalismus. Deutungen der Selbstdarstellung rechtsorientierter junger Erwachsener*. Zürich 2015; Samuel Salzborn: *Extremismus und Geschichtspolitik*. In: *Jahrbuch für Politik und Geschichte 2* (2011), S. 13–25; Christian Dornbusch/Hans-Peter Killguss: *Unheilige Allianzen. Black Metal zwischen Satanismus, Heidentum und Neonazismus*. 3., korr. Aufl. Hamburg/Münster 2007.